

DER UTOPIE EINE STADT GEBEN

GESPRÄCH MIT KLAUS HEINRICH

2008 fand in Chemnitz, organisiert von der Produzentengalerie Weitecho und vom Kunstverein Oscar e.V. die Ausstellungssreihe *Transaktion – Skulpturen des Übergangs* statt.

Eine der begleitenden Veranstaltungen war das von Volkmar Billig und mir (Wolfram Ette) organisierte Symposium *Utopolis*. Gegenstand dieses Symposiums war die Frage, in welcher Weise die Stadt – und hier insbesondere die vielfach von der Geschichte zerrissenen Städte Mittel- und Osteuropas – eine gattungsgeschichtliche Utopie zu formulieren in der Lage sein könnten. Anders gesagt: Sind es womöglich nicht so sehr die durchgeplanten, wie aus einem Guss wirkenden Städte, an denen eine solche Utopie sich entzündet, sondern womöglich sogar gerade diejenigen, die alle Konflikte, Brüche und Unvereinbarkeiten, die das Leben der Menschen

bestimmen, ausstellen? Sind Ruinen, Brachflächen und die in die Stadt einwachsende Natur ein Indiz für ökonomischen Niedergang und stadtplanerisches Versagen, oder drückt sich daran, wenn auch vielleicht ungewollt, eine realistische Korrektur eines falschen stadtplanerischen Rationalismus aus?

Über diese Fragen sprachen wir im Februar 2008 mit dem Religionsphilosophen Klaus Heinrich. Heinrich, studentischer Mitgründer der Freien Universität Berlin, lehrte bis zu seiner Emeritierung 1995 ›Religionswissenschaft auf religionsphilosophischer Grundlage‹ am Paul-Tillich-Institut der FU Berlin. Seine schmale und an der Normopathie des Universitätsbetriebs fast gescheiterte Habilitation *Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen* richtet sich, wie Jürgen Habermas es formuliert hat, »gegen jene Indifferenz, der nicht anzusehen ist, wem sie sich mehr verdankt: einer Identifikation mit allem und jedem oder der Flucht vor Identifikation überhaupt«. Seine frei gehaltenen Vorlesungen, die sich weit über die Grenzen der klassischen Religionswissenschaft hinausbewegten, wurden ab den 1970er Jahren zu universitären Großereignissen, die für mehrere Generationen von Studierenden prägend gewesen sind – ganz gleich, ob sie Religionswissenschaft oder etwas anderes studierten. Aufgezeichnet und transkribiert erscheinen diese Vorlesungen seit 1987 bei Stroemfeld; später folgten dann die *Kleinen Schriften und Reden*. Eine Vorlesung über Berliner Architektur, namentlich über Karl-Friedrich Schinkel und Albert Speer, erschien 2015 im ARCH+ Verlag, ein Folgeband über Piranesi soll folgen.

Religionswissenschaft thematisiert, Klaus Heinrich zufolge, »das Verdrängte der Philosophie«. Neben den Religionen hat sie daher auch die Künste zu Bundesgenossen – und eben die Psychoanalyse, die selbst einen Gegenentwurf zum Rationalismus der europäischen Aufklärung praktiziert; nicht, indem sie auf die Seite eines unkontrollierbaren Irrationalismus überläuft, sondern indem sie aus dem von der Rationalität Verdrängten die Elemente einer »alternativen Vernunft« zusammenträgt.

Das hier abgedruckte Gespräch ist gekürzt.

WOLFRAM ETTÉ Die Frage wäre, ob die Stadt – ich verwende jetzt einen Ausdruck, den man bei Ihnen häufig finden kann – so etwas wie ein »konkretes gesellschaftliches Allgemeines« ist, das man gegen die Abstraktheit und gegen die Unsichtbarkeit der gesellschaftlichen Vermittlung wenden muss; allein schon aus dem Grund, dass sich hier eine Öffentlichkeit bilden kann, die ortsgebunden ist. Das wäre dann auch ein Gegenbegriff zu den virtuellen Öffentlichkeiten unserer Tage: die Stadt als Raum, der Individuen in einer Öffentlichkeit aufeinander bezieht; als ein Raum aber, in dem die Geschichte mitspricht.

KLAUS HEINRICH Es gibt in der Stadt etwas, das man im Grunde nur als utopisch bezeichnen kann. Das ist etwas, was nicht in ihr ist, ständig auch in ihr ist, etwas, das da und nicht ständig in ihr gegenwärtig ist, etwas, was nicht nur in Raum und Zeit entfernt ist, sondern sich vor allen Dingen nicht mit sich verträgt, trotzdem in ihr ist und sich miteinander reibt, und zwar sich in einer Weise miteinander reibt, dass wir das Urteil fällen: In der Stadt verträgt es sich miteinander. Also das Simultanee von Unverträglichem, das Simultanee von nicht-Gleichzeitigem, das Simultanee von nicht-Gleichartigen findet in der Stadt statt, und zwar im Extrem. Das ist es eigentlich, worin die Verlockung der Stadt besteht, die Verheißung meinethalben auch – also das, was die Stadt zu einem Lockvogel macht, ist, dass sie einem dieses Simultanee beschert aus unendlich vielen Brüchen. Eigentlich geht das alles gar nicht, aber in der Stadt geht es. Einerseits wird die ganze Natur in die Stadt hereingeholt; sie verändert sich. Bei den Großstädten sprechen wir von den Steingebirgen, von den Straßenschluchten, wir haben also die Canyons drin, wir haben die Möglichkeit, die die Expressionisten in allem, was Stadt ist, sahen, nämlich die Sumpflandschaften einzubeziehen – der Stadtsumpf –, wir haben die schönen Kanäle, aber manchmal fließt auch etwas Dreck durch; wir haben die Wasserlandschaften in Form von hübsch angelegten Teichen, aber manchmal ist es auch ein städtischer See. Plötzlich ist das, was als unwirtliche Natur draußen zu bleiben hätte, präsent, und zwar als kultivierte Natur, kann aber genauso gut wieder in das Unkultivierte

umkippen. Die Geschichte ist präsent; Weitestentferntes ist präsent, indem alle möglichen Stile hereingezogen werden und zu allen möglichen Moden in Widerspruch geraten.

Es ist ja in einer Stadt durch Museen, durch höhere Lehranstalten, unter Umständen durch die Universität eine Geschichte der Gattung versammelt. Das klassische Beispiel dafür ist: Nirgendwo auf dem Land, nur in der Stadt gibt es einen Buchladen. Da können Sie nachfragen: Haben Sie etwas über Neandertaler, haben Sie, haben Sie – und Sie werden es auch bekommen. Aber wichtiger, als dass die Neandertaler in irgendeiner Installation im Naturkundemuseum herumsitzen und zeigen, wie sie mit ihren Höhlen umgegangen sind, ist, dass die Stadt – in glücklicher oder in unglücklicher Weise – etwas von dieser Geschichtstiefe einbaut. Das ist spätestens so seit den Piranesischen Stadterkundungen, der ja in der Tat die Straßen von Rom als stillgelegte Venezianische Kanäle gestochen hat, der überall noch Anker und ähnliches herumliegen hat, was man eigentlich an der Piazza del Popolo nicht vermuten würde, aber da liegt's – und der etwas gemacht hat, was ich auch systematisch ausgeführt habe¹, nämlich in seinen Bildern immer die Substruktionen der Zivilisation mitgestochen hat, die aus dem bearbeiteten Felsen aufgebauten Substruktionen. Und das sind Substruktionen der Zivilisation einer Welt-Stadt, wenn man das so sagen will. Ich meine nicht die Zahl der Einwohner; denken Sie an die kleine Welt-Stadt Berlin zur Schinkel-Zeit. Schinkel hat nicht die Substruktionen von unten aufgebaut, aber er hat seine Bauten an kristallinen Formen ausgerichtet und auf diese Weise ein südlicheres Licht beschworen; und das war zugleich das Licht der klassischen Antike, was er in dieser Weise präsentiert hat.² Auch das ist Substruktion, auch dann, wenn sie nicht gebaut ist.

Handgreiflich wird es, wenn man Gebäude sieht – und davon haben wir sehr viele in Berlin – wo das, was Bernini erstmals als Kunstgriff gemacht hat, nämlich in die Fundamente und dann darüber hinaus bis zum ersten Stock oder manchmal sogar darüber hinaus geführten Rustikationen unbehauene Steine mit einzusetzen, so dass der Bau dann erscheint, als wäre es unten

gewachsener Fels, dann bröckelnder Fels, und dann entwickelt sich daraus erst die steinerne Struktur, und diese Art von ...

WE Wie ein Wachstumsprozess?

KH Ja, aber nicht nur ein Wachstumsprozess, sondern auch ein Prozess des ›ich setze es darauf‹, ich habe die Macht, eine Höhle so sehr ins Licht zu bauen. Die Häuser sind ja, wenn Sie so wollen und wenn Sie es psychoanalytisch betrachten, nichts anderes als ins Licht gebaute Leibeshöhlen. Je höher und heller sie errichtet werden, desto erstaunlicher ist es, dass sie sich nicht losgerissen haben (in der Berninischen Vision) von ihrem Felsuntergrund; dass sie da die Kontinuität gehalten haben.

Im Grunde genommen ist die Stadt naturgeschichtlich sowie realgeschichtlich – gattungsgeschichtlich die Demonstration einer enormen simultanen Einrichtung, einer Simultaneebeschwörung, könnte man vielleicht sagen. Es wird beschworen, dass dieses alles zu haben ist, und zwar müssen Sie's nicht kaufen, Sie sind mit ihm, würde man heute sagen, auf Augenhöhe. Sie sind mit ihm in einem Verkehr, der selbstverständlich ist. Es werden auch die klösterlichen Bezirke des Schweigens einbezogen. Sie machen einen Spaziergang um den nächsten Stadtparkteil, und dann sind Sie gleich in einer belebten Straße. Da merken Sie, dass diese Simultaneisierung bis weit in die Naturerfahrung und ihre Scheidungen hineingreift und sie ungeschehen macht. Also der Gegensatz von Tag und Nacht wird ausgelöscht, die Stadt beginnt zu funkeln, sobald die Nacht einbricht. Und wenn sie einmal nicht funkelt, weil Verdunkelung ist, im Krieg oder weil der Strom ausfällt, dann wird das für die Stadt als Katastrophe empfunden. Sie hört eigentlich auf, Stadt zu sein. Die einzige Stadt, die so noch Stadt war, am Ende der NS-Zeit, war Konstanz. Das war das Abkommen mit der Schweiz: Konstanz funkelte bis 1945 und auch danach noch. Die verdunkelte Stadt zu bombardieren, hätte bedeutet, dass Schweizer Gebiet getroffen worden wäre. Das war die Abmachung: dass Konstanz zum Schutz der Schweiz ausgenommen wurde von der Verdunkelung.

Aber zurück zur Realutopie der Simultaneisierung von dem, was unendlich weit voneinander entfernt ist. Alle Zeiten und

Räume bis ins Weltall hinein werden in der Stadt immer wieder aufs Neue in immer neuen Anläufen versammelt, obschon das eigentlich gar nicht geht. Das, finde ich, ist das eigentlich Utopische der Stadt.

WE Ich entnehme dem zweierlei. Einmal kann man sagen, es gibt die Utopie der Mischung – und zwar als Gegenbegriff zu den ursprungsmythischen Utopien formuliert, die eben nicht Mischung verheißen, sondern Reinheit. Sowohl das »Zurück in den Ursprung« als auch das »Vorwärts in den Ursprung« lockt mit dem Versprechen: Hier werdet ihr der ganzen Konflikte, aus denen sich die gemischte Existenz zusammensetzt, irgendwie ledig, und das ist dann auch die Opfer wert, die wir dafür verlangen. Und wenn man jetzt sagt – erster Einwand –, die Realität ist nicht so und – zweiter Einwand –, es gibt einen Ort, der diese Utopie zu einer Lebensmöglichkeit macht, mehr oder weniger realisiert, mehr oder weniger intensiv, dann ist es jedenfalls die Stadt.

Das wäre die eine Sache. Die andere Sache: Dieses Moment, dass es einer sehr großen Anstrengung bedarf, einer sehr großen Aufmerksamkeit oder Achtsamkeit, um das auch zu halten. Es besteht ja immer die Gefahr – gerade in einer mittlerweile sehr großen Stadt wie Berlin –, dass sich die Mischung, auf die Sie abgehoben haben, wieder entmischt, dass sich Inseln und Enklavenstaaten herausbilden, in denen man unter sich ist und in denen man dieser Mischung, die ja auch ungeheuer anstrengend ist, ledig sein kann. Wenn eine Stadt dieses utopische Versprechen nicht nur geben, sondern in Ansätzen auch verwirklichen will, in Ansätzen immer auch bemüht sein muss, den Vermittlungsprozess immer wieder aufs neue zu versuchen, also diese Konfliktlinien zwischen verschiedenen Interessengruppen oder eben zwischen Stadt und Natur, das Verhältnis zur eigenen Vergangenheit, zu den Toten, immer wieder aufs neue zur Darstellung zu bringen.

KH Ja, natürlich, eine große Anstrengung. Auf der anderen Seite auch ein, sagen wir mal, unerwartetes Angenommensein. Ich muss einen kleinen Sprung machen dafür. Wenn ich nach dem Krieg bei schlechtem Wetter durch die öden Straßen von Rom ging, war ich wie nirgends sonst in Rom an das Berlin meiner

Kindheit erinnert. Durch die Leipziger Straße zu gehen, oder durch die Friedrichstraße, bei ganz schlechtem Wetter. Dieses Öde war mit einem Mal unglaublich großstädtisch. Ich habe immer in diesem Zusammenhang Camus ins Spiel gebracht, mit seinen Oran-Erzählungen: die Stadt, die so gleichgültig ist ihren Einwohnern gegenüber, egal was sie machen und egal was passiert – die gleiche Gleichgültigkeit, von der im *Fremden* dann die Rede ist. Diese Stadt Oran hat für ihn die Gleichgültigkeit, die seine Mutter gehabt hat, und er vergleicht beides miteinander und er sieht in beidem die gleiche Liebesbeziehung. Das heißt, diese Gleichgültigkeit ist für die Stadt das Geltenlassen von allem und jedem. Mit einem Mal gehört diese Leere auch zur Stadt. Sie ist nicht nur Mischung, sondern sie spiegelt wider und nimmt an, was immer in ihr passiert.

WE Also auch Indifferenz?

KH Indifferenz als eine mütterliche, alles gleich geltenlassende Macht der Stadt. Ich kam darauf, als Sie erzählten, dass Sie in Chemnitz mit der Leere gearbeitet haben, und ich überlegte mir, welche Leere damit gemeint sein könnte. Die verordnete Leere? Das sind die Prozessionsstraßen, die Aufmarschstraßen, die großen durchgehauenen Schneisen, auf denen man schnell Militär zum Einsatz bringen kann, oder wo man wie in Berlin von diesen großen geometrischen Plätzen aus schnell die in den Stadtquartieren wohnenden Soldaten zusammentrommeln kann, wenn es zu einem Einsatz kommen muss – also verordnete Leere, um kontrollieren und durchgreifen zu können, aber auch, um etwas demonstrieren zu können – die großen Prozessionen und Demonstrationen, wo man sagt: da kann so viel Raum gefüllt werden, da kann man in breiter Front durchmarschieren. Ein Grenzfall ist schon, wenn die Leere sich nur in Abständen füllt, weil Markt gehalten wird, und weil die Stadt mit ihren breiten Schneisen als große Messestadt gilt, wie in Zwickau etwa das große, an sich leere Stadtgelände, das sich bei jeder Messe füllt, oder wie in Landshut das große, leere, die Stadt durchziehende Gelände, das sich mit all den Waren gefüllt hat, die dort erst mal zum Kauf geboten werden mussten.

Das andere ist etwas, was der Stadt eine Entstehungschance gibt, nämlich die Brachen, die erst noch eingemeindet werden müssen. Als hier Groß-Berlin gegründet wurde, waren viele der Stadtteile noch nicht – es waren ja selbstständige Gebilde – zusammengewachsen: weite ländliche Gebiete. Hier [in Steglitz] war alles, mit Ausnahme eines Straßenzuges, ländliches Gebiet; Sie liefen querfeldein, wenn Sie nach Friedenau wollten, Sie liefen querfeldein, wenn sie nach Schöneberg wollten. Heute müssen Sie einen Stadtplan bei sich haben, um zu bestimmen, wo die Grenze verläuft – wenn Sie einen Stadtplan mit eingezeichneten Bezirksgrenzen haben. Da sieht man sozusagen die Stadt als einen mit dem eigenen Inneren verfahrenen Kraken. Sie holt sich das Land, das Gelände, die Brachflächen, und sie holt sie sich manchmal auf eine sehr verblüffende Weise.

Die expressionistische Gartenstadtbewegung einerseits, die expressionistische Siedlungsbewegung andererseits: In der Gartenstadtbewegung sehen wir das, was wir als Kultivierungsunternehmen bis heute kennen. Jeder hat teil an einem individuell abgeäunten, aber größer gedachten Park. Also es ist eine Privatisierung eines Großparks, an dem alle teilhaben. Die Siedlungsbewegung war eigentlich etwas Stadtfeindliches. Aber so, wie das expressionistische Entsetzen über die Stadt höchst zweideutig war und von einem großen Faszinosum der Stadt angetrieben war (man nehme nur die Gedichte von Georg Heym: jedes der Gedichte hat diese Doppelseite), so war das ländliche Wohnen in der Stadt, das eigentlich gegen die Stadt gerichtet war, etwas, das keineswegs die Ackerbaukultur in die Stadt brachte. Es war die *freie* Scholle und nicht die Scholle der vormals Leibeigenen aus dem Umkreis der großen Güter. Es war eine urbanisierte Landwirtschaft. Die bäuerlichen Siedlungen waren eigentlich das Reinbäuerliche, sollten es sein. Die Überwindung des Industrieproletariats dadurch, dass es auf eigener Scholle wohnen konnte – in einer Hufeisensiedlung beispielshalber, in der Mitte ein Teich, um den herum dann Feste gefeiert wurden, die eigentlich alte ländliche Kultfeste waren: also plötzlich war die neue Scholle wieder eine Ursprungsveranstaltung –; aber trotzdem, all diese

Unternehmungen, ob da der schwarze Teich in der Mitte, oder der Hügel mit einem Miniatur-Stonehenge drumherum, all diese Sachen werden ja eigentlich unter einem großen Verwandlungszauber betrieben und der heißt: Wir machen es in der Stadt. Da ist immer die Frage: Wer trägt dabei den Sieg davon? Und man wird heute sagen müssen, dass die Stadt den Sieg davongetragen hat. Es sind heute städtische Siedlungen und nicht mehr das in die Stadt positionierte Gegenbild zur Stadt. Die Stadtfeindlichkeit hat sich aufgelöst in eine Facette der Stadt. So wird es heute gehandelt, und so war es vielleicht nicht gedacht. Aber so war es sicherlich auch schon als Möglichkeit vorstellbar, als dies geschah.

Sehr viel skeptischer bin ich, wie weit das bei dieser Schreckensanlage des Flugplatzes Tempelhof, diesem riesigen Sagebielschen Bau, gelingen wird. Denn da kommt etwas ins Spiel, was der Stadt das Zivilisatorische austreibt, nämlich die riesigen Größenordnungsunterschiede. Da werden Menschen wieder zu Ameisen vor diesen gewaltigen Dimensionen. Wo große Häuser sind, kann man kleine Läden davorsetzen. Wo Straßenschluchten sind, sind die Abstände von Bürgersteig und Straße so bemessen, dass man Kontakt halten muss – es ist wie in den Corsi der italienischen Städte –, dass man sich etwa in den Straßenschluchten der Friedrichstraße ständig berührte, wenn man dort langlief. Also da ist das menschliche Maß auch in die anderen Größenordnungen in irgendeiner Weise trickhaft einbezogen. Wo aber das Erdrücktwerden zum Programm gehört, da ist es sehr schwer, ein solches Programm rückgängig zu machen, ohne abzureißen. Also Abreißen des Parteitagsgeländes in Nürnberg oder hier die Flughafenbauten ... ganz anders sieht das aus – was weiß ich – bei dem Kathreinerhochhaus oder bei dem Gebäude, in dem jetzt die BEWAG ist.

Zurück: Der Schrecken wäre zum Beispiel diesen riesigen Attrappenbauten, der Speerschen Achse niemals auszutreiben gewesen. Ich war sehr froh, als an dem runden Platz das einzige aufgeführte »Haus des Fremdenverkehrs«, also diese gigantische Drohgebärde – »Fremdenverkehr« ist gut: es ist eine Bedrohung für alles Fremde – nach vielen Jahren dann endlich doch gesprengt

wurde. Es war sehr mühsam, weil es Stückchen für Stückchen gesprengt wurde. Aber es hätte sich nicht umfunktionieren lassen. Das gilt ja auch für alle Bunker, die noch stehengeblieben sind. Die kann man auch nicht sprengen, man kann etwas davorsetzen und so tun, als könnte man sie umfunktionieren wie bei diesem Bunker am Deutschen Theater am Max-Reinhardt-Platz. Man kann es verkleiden und etwas Zarteres darüber bauen, wie in der Pallasstraße an dem Wohnbunker. Aber letztlich ist keine Möglichkeit, die Brutalität ungeschehen zu machen.

Für mich ist die Formel für das Sich-aufhalten in den NS-Bauten: »Brutalität und Gemütlichkeit«. Ich habe das von meinen Banden-Analysen hergenommen. Nicht wahr: die Bande, die auf Raub ausgeht und es sich dabei gemütlich macht. Das gilt auch für die Gebäude. Ich hätte im ehemaligen Botschafterviertel unendlich viel abgerissen, was man wieder hochgebracht hat. »Brutalität und Gemütlichkeit«: Das ist etwas, was den genauen Gegensatz zu der Stadtfaszination bildet. Die Stadt ist nicht brutal, sondern sie ist zivilisiert, und sie ist nicht gemütlich, sondern sie bleibt immer ungemütlich. Die Stadt ist zivilisiert und ungemütlich – das ist eine Formel, aber ich glaube, sie leuchtet ein.

VOLKMAR BILLIG Ich würde gerne nach dem für Sie wichtigen Begriff der Selbstzerstörung fragen und das etwas von den Städten wegbringen, dafür aber zur Utopie. Mir scheint, dass das ein fundamentaler Begriff ist, der auch für das, was die Religionswissenschaft an der FU gewesen ist, von großer Bedeutung war: also eine Aufklärung über diese Prozesse der Selbstzerstörung zu betreiben. In dem Zusammenhang taucht ja auch bei Ihnen der Begriff der Utopie in verschiedenen Zusammensetzungen auf. Nun haben wir es ja heute wieder mit sehr handgreiflichen Selbstzerstörungsprozessen zu tun. Da kann man bei der Umwelt anfangen, über die Gentechnik, die in die Substanz des Menschen eingreift, bis hin zur Geschichte, die *ad acta* gelegt wird und damit das Utopische beiseitegeschafft wird. Die Vorstellung des globalen Unfalls ist etwas, mit dem wir sehr vertraut sind und uns trotzdem kaum kompetent fühlen, etwas dagegen zu tun. Seit dem Ende des Krieges ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen.

Wie beziehen Sie das aufeinander? Kann man sagen, dass das utopische Projekt einer Aufklärung über Selbstzerstörungsprozesse versagt hat? Oder hat das eine mit dem anderen nichts zu tun? Wie würden Sie das im Rückblick beurteilen?

KH Ich meine wirklich, dass Aufklärung über genau das, was das Gegenteil von Aufklärung ist, über das, was ausgespart worden ist aus der Aufklärung; dass genau das das Aufklärungswürdige ist. Wenn sich Aufklärung nicht über sich selber aufklärt, über diese unglaublichen Abgrenzungen und Ausscheidungen, die sie vorgenommen hat, dann ist sie sowieso gescheitert. Das erstmal vorweg. Und *wenn* sie sich darüber aufklärt, dann kann sie das nicht durchdringen, so wie Sie auch in einer psychoanalytischen Kur nicht sagen: Jetzt weiß ich es, jetzt durchdringe ich es. Sondern es kann dann wieder nur Versuche geben, das völlig unverträgliche Miteinander zu balancieren. Das ist die Stadtleistung, das ist das Utopische an ihr, dass in ihr eigentlich keine Balancen herstellbar sind.

So lange wir überhaupt Wesen sind, die reflexionsfähig sind, sind wir gespalten. Wenn ich sage »ich«, dann mache ich ja keine Identität, sondern bezeichne aus der Situation jemandes, der spricht, den, den ich für mich halte, wenn man's mal ganz krass ausdrücken will, und die Kinder, die nicht ich sagen, sondern »Caroline hat das und das getan«, die sind viel weniger gespalten, denn Sie übernehmen die Außenansicht ohne Weiteres, von der anderen Seite. Das »ich«-sagen ist nicht das Früheste. Das Früheste ist das »mir«-sagen, das »mich«-sagen. Die Spaltungserfahrung ist primär. Dass man das zusammenkriegt, dass man die gespaltenen Stücke miteinander verbündet, ist eine außerordentlich schwere Belastung, die durch viele Brüche hindurchgehen muss.

VB Kann man heute noch mit derselben Selbstverständlichkeit wie früher den Begriff der Utopie benutzen? Oder ist er in gewisser Weise diskreditiert und man müsste eigentlich sagen, dass wir in einer postutopischen Zeit leben? So wie Sie von »genitaler Utopie« oder »Gattungsutopie« gesprochen haben, kann man das heute noch beanspruchen? Ich habe mich lange

dagegen gewehrt und gedacht, mit dem Begriff begeben wir uns aufs Glatteis. Wie sehen Sie das?

KH Wenn man ihn entkoppelt von der Vorstellung eines Idealzustandes, den die rückwärts- und die vorwärtsgewendeten Utopien gleichermaßen beschworen haben. Es davon zu entkoppeln und zu sagen, es hat keinen Ort und es hat keine Zeit, aber es muss – jetzt Stadtutopie – einen Ort geben, wo die nichtverträglichen Orte und die nichtverträglichen Zeiten miteinander korrespondieren, miteinander sich austauschen, miteinander kommunizieren ... also diese Worte sind im Grunde verbraucht, aber die Sache selber nicht. Wenn ich den Begriff der Utopie heute gebrauchte, würde ich jedesmal sagen, was ich nicht damit meine. Aber diejenigen, die Utopie gesagt haben ... nehmen wir Bacon. Das ist natürlich so gemeint, dass es auf dem Festland, in der europäischen Realität so sein sollte wie in der Utopie. Vorsichtshalber wird's dann weit weg verpackt. Wenn man's sich näher ankuckt: Ein Idealzustand ist es ganz und gar nicht. Es sind lauter Warntafeln. Man soll die Technik nicht zu betrügerischen Zwecken benutzen, nicht zu Reklamezwecken, also man soll nicht täuschen. Alles verlorene Liebesmüh, es hat nichts in irgendeiner Form ausgerichtet. Aber die Utopie war eigentlich nicht als ein jenseitiger Idealzustand gedacht, sondern als eine vernünftige Form der Korrespondenz miteinander in einer um unendlich viel Wissen vermehrten Wissensgesellschaft gedacht. Davor hat er offenbar sehr große Angst gehabt, dass diese Wissensgesellschaft, statt heilsam zu sein, lauter unheilvolle Auswirkungen haben könnte. Davon hat er offensichtlich eine Vorstellung gehabt und davor wollte er warnen.

WE Die Utopie bestünde also in einer Form von Realismus? Man nimmt die Realität als das, was sie ist, springt nicht heraus aus ihr, sondern geht in sie hinein. Die Utopie wäre dann ein Gegenbegriff zur Realität nur insofern, als Realität normalerweise eben nicht als das genommen wird, was sie ist, sondern idealisiert vergegenständlicht wird, vereinsseitigt wahrgenommen wird und damit praktisch auch so umgegangen wird. Utopie wäre dann eigentlich ein Gegenbegriff, insofern er zur Erfahrung dieser Realität zurückführen würde.

KH Ja, ich habe in der Festschrift für K. D. Wolf geschrieben: »ein junger Verleger am Ende des neolithischen Zeitalters«. Jung war er, weil er von gewissen Sachen nicht abgelassen hat; und »Ende des neolithischen Zeitalters«, weil dieses Zeitalter tatsächlich immer auf eine Balancierung von Zeiten und Räumen angelegt war und es überhaupt Sicherheit durch solche Balancen gab. Sonst hätte man nicht in riesigen Wildnissen mit Angst erregenden Tieren zusammenwohnen können, wenn man sich nicht diese heilsamen Fiktionen gemacht hätte, dass die Zeiten, in denen man das macht und die Zeiten der Gestirne, und die Orte, an denen man das macht und die Orte der Sternbilder miteinander so korrespondieren, dass man für jede Gründung, jede winzige Besiedelung oder große Stadtgründung Bürgen hat in Raum und Zeit. Und plötzlich gibt es die Möglichkeit, so miteinander zu korrespondieren, dass Raum und Zeit unwichtig geworden sind. Dagegen ist es ein Aufbieten der Realität, Raum und Zeit wieder für wichtig zu erklären; und der Utopiebegriff ist eigentlich der Begriff, der das leistet, um es jetzt einmal sehr krass und antithetisch auszudrücken. Die Stadt wäre also ein Experimentiertiegel für derartige Leistungen. Ob es gelingt, davon etwas sichtbar, davon etwas erfahrbar zu machen, dazu gehört unter anderem, dass man eben auch eine Unordentlichkeit, eine Ungeordnetheit festhält, die Städte haben – die Idealstadt-Absage ist damit schon von vornherein da –, und dass man das als Chance begreift, dass sie ungeordnet sind. Es ist sehr leicht, so etwas verbal zu fixieren, es ist aber ein Glücksumstand, wenn man es irgendwann und irgendwo umsetzen kann. Ich habe Ihre Ausstellungsunternehmung als den Versuch verstanden, einen solchen Glücksumstand herbeizuführen. Wenn er einmal da ist, kann man ihn in gewisser Weise erhalten, aber was Sie eigentlich wollen, ist ja, ihn zu übersetzen in weitere selbständige Aufklärungsunternehmen derjenigen, die daran teilgenommen haben.

Ich meine jedenfalls ganz im Ernst, dass die reklamegleiche Entlastungsstruktur, diese ganzen Event-Reflexionen, all das wäre eigentlich der vornehmste Gegenstand für Aufklärung heute. Wo soll man da ansetzen? Im Schulunterricht natürlich, von Anfang

an; nicht erst an der Universität. Es war ja meine große Selbsttäuschung, dass ich meinte, es sei wirklich die Aufgabe der Universitäten, der Gesellschaft ein Bewusstsein ihrer selbst zu geben und sie über ihre Selbstzerstörungsprozesse aufzuklären. Das habe ich nach dem Krieg für selbstverständlich gehalten, und als das dann so kaputtging an der Lindenuniversität und wir dann die FU aufgemacht haben, habe ich noch einmal gedacht, es müsste möglich sein, und das war wieder eine große Selbsttäuschung. Und doch weiß ich eigentlich nichts Besseres zu sagen, als dass es eigentlich so sein sollte.

Natürlich hofft man mit aller Kraft, dass es möglich ist, solche analytischen Prozesse in Gang zu setzen und sie herauszuholen aus der Enge der einzelnen psychoanalytischen Kuren, der einzelnen Psychoanalysen. Der Gegenstand ist ja eben der, den die Psychoanalyse vielleicht am deutlichsten – daneben höchstens noch einzelne Artisten, Künstler, manche Dichter – gesehen und mitgeteilt haben. Man kann's nicht auf die individuelle Analyse beschränken, aber wie kann man's über sie hinaus erweitern? Das ist die Frage.

Das vollständige Gespräch zwischen Wolfram Ette und Klaus Heinrich ist online auf der RISS-Website des Verlags zu finden unter:
http://www.textem.de/fileadmin/Textem_Verlag/RISS/Downloads/InterviewHeinrich_UtopieStadt.pdf

- 1 Vgl. Heinrich, Klaus, *Zum Verhältnis von transzendentalen und ästhetischem Subjekt IX: Piranesi-Vorlesung*, gehalten im Wintersemester 1978/1979 an der Freien Universität Berlin, Vorlesungsnachschrift, ungedruckt.
- 2 Vgl. Heinrich, Klaus, *Dahlemer Vorlesungen – Karl Friedrich Schinkel/Albert Speer. Eine architektonische Auseinandersetzung mit dem NS*, Berlin: ARCH+ Verlag 2015